

Die Verschollenen.

Original-Roman von Hans Erey. [10]

(Fortsetzung.)

Mit vor Zorn gerötetem Gesicht schnellte der Notar von seinem Sessel auf, mäßigte sich aber sofort und deutete nach der Thür.

„Gehen Sie," rief er ihm zu, „ich werde von nun ab mein Haus und seine Schätze zu hüten wissen! — Ich hatte die Absicht, etwas für Sie zu thun und in diesem Sinne bereits Ihrer Tante geschrieben, nun werde ich mir diese Mühe sparen können."

Seine Stimme schwoll bei den letzten Worten an, ohne einen tiefen Eindruck auf Wellhoff zu machen, der sich verbeugte und ruhig seines Weges ging.

Kaum war die Thür, die nach dem Klientenzimmer führt, hinter Wellhoff ins Schloß gefallen, so schlüpfte Frau Doktor Brokman hinter der Portiere hervor. Sie hatte ein Taschentuch in der Hand und trocknete sich damit von Zeit zu Zeit die Augen.

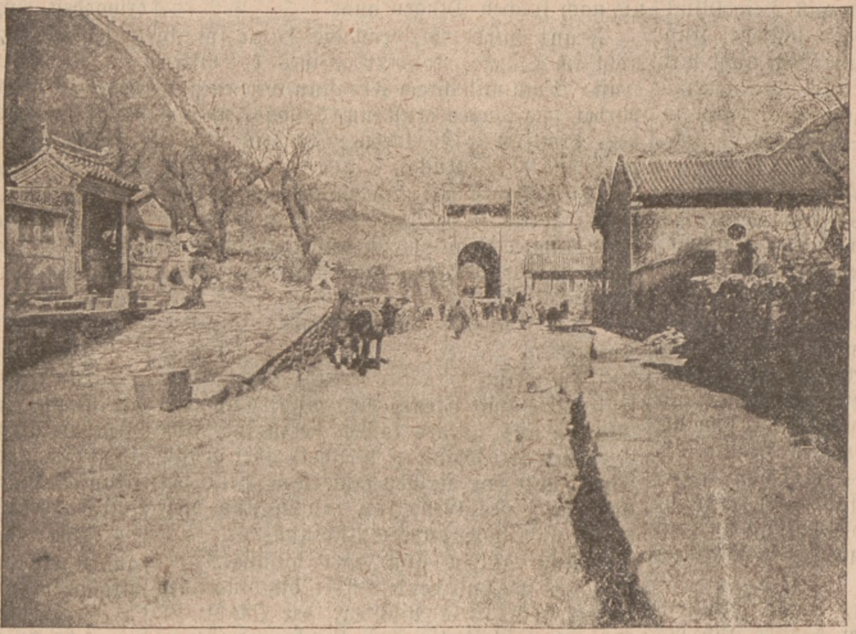
„Der Traum ist nun aus, meine Liebe," redete er sie an, „wir müssen uns nun in aller Ruhe mit unsern Gläubigern auseinandersetzen. Die großen Geldmittel Steens hätten uns gerettet, da aus der Heirat nichts werden kann, müssen wir uns arrangieren."

Die Frau Doktor weinte wieder.

„Was gedenkst Du zu thun, Albert? — Man hält uns für reich."

„Es wäre besser für uns gewesen, wir würden nicht so auf großem Fuße gelebt haben. Wir verkaufen nun das Haus und machen alles zu Geld. In einer Mietswohnung läßt sich's auch wohnen. Den Rest meines Lebens werde ich wohl damit verbringen müssen, alle Forderungen nach und nach zu tilgen. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich jemand um einen Heller gebracht habe. Nun gehe, meine Liebe, bei diesen Entschlüssen bleibt es, daran ist nicht zu rütteln."

Nachdem er seine Gemahlin bis zu der Thür geleitete, setzte er sich an den Schreibtisch und begann das schwierige Arrangement seiner Verhältnisse. — — — — — —



Alte Befestigungen auf dem Wege zur großen chinesischen Mauer.

Die Versicherung des Notars, daß er an Wellhoffs Tante geschrieben habe, drängten alles andre, sogar sein Glück, das er bei dem Grafen Suthorst gemacht, in ihm zurück. Gefühle der Scham vor seiner Tante, Gefühle der Entrüstung gegen den Notar bäumten sich in seiner Brust auf. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er seine gute Tante hintergangen, ihr wenigstens nicht alles gesagt, was ihn bewegte, so rührend sie ihn auch darum gebeten hatte. Jetzt rächte sich das schwer.

Jahre hindurch hatte sie Tag und Nacht, über dem Stickrahmen gebeugt, gesessen und gearbeitet, bis ihr die Augen versagten, nur um Not und Sorgen von dem heranwachsenden Knaben fern zu halten und jetzt entlockt er ihr zum Dank Thränen.

In sich gekehrt auf der Straße hinschreitend, dachte er dann und wann an van Steen zurück. Es waren keine Gefühle der Freundschaft, die er jetzt noch für ihn empfand, sondern er grollte ihm, daß er in seiner Weinlaune so plötzlich die Katastrophe herbeigeführt, er bedauerte, daß er ihm begegnet war und wünschte, ihm nicht wieder in den Weg zu treten, denn er hatte igm und Julie nur geschadet und nichts Gutes geschaffen.

Immer tiefer drückte ihn das Schuldbewußtsein, je näher er seiner Wohnung kam. Was hätte er jetzt darum gegeben, wenn er frei und offen seiner Tante unter die Augen treten könnte.

Er entwarf tausend Pläne, wie er sich ihr gegenüber heute benehmen könnte, aber alle sanken in sich selbst zusammen, wenn er an ihr mildes, herzliches Wesen dachte, das ganz in seinem Wohl aufging.

Sie stand mitten im Zimmer, als er beklommenen Herzens in die kleine Stube trat. Es war gerade die Zeit, wo die Sonne ein paar Minuten durchs Fenster schien und so stand sie da, von dem goldigen Licht umflossen, wie eine höhere Erscheinung. Auf dem Tische lag der Brief des Notars.

Sie blickte ihm ins Angesicht, nicht vor-

wurfsvoll, nicht anklagend mit feuchten Blicken, wie er erwartet, sondern nur mild und prüfend. Aber gerade das brach die letzte Widerstandskraft in ihm zusammen, so daß er ihr um den Hals fiel und zu schluchzen begann.

„Verzeihe mir, Tante, ich kann ja nichts dafür," stammelte er.

Sie fühlte seine Thränen auf ihren Wangen. Seit seiner Kindheit war das nicht mehr vorgekommen. Erschüttert bis ins Herz hinein hielt sie ihn fest und führte ihn auf einen Stuhl.

„Du liebst, mein armer Franz, und ich kann verstehen, was Du leidest. Der Herr Notar hat mir Andeutungen gemacht, o glaube mir, ich kann auch zwischen den Zeilen lesen."

Wellhoff horchte überrascht auf. Nein, an seine Liebe zu Julie hatte er in diesem Moment gar nicht gedacht, sondern nur an das, was er ihr gethan.

„Du mußt das nicht so tragisch nehmen, Franz," tröstete sie ihn, „die Zeit heilt schon alle Wunden. Mein Gott, das Leben ist einmal so und wir sind einmal nicht in der Welt, um hier nur glücklich zu sein. Du wirst das Fräulein schon mit der Zeit vergessen und sie Dich. Später werdet Ihr über die ganze Geschichte lachen."

„Wenn Du nur mit mir versöhnt bist, Tante, dann ist alles gut. Ich bleibe ledig, in meinem Leben nehme ich keine Frau."

Sie lächelte überlegen und strich ihm die Haare aus der Stirn.

„Solche Entschlüsse mußt Du niemals fassen," antwortete sie, „ich kann nicht immer bei Dir bleiben. Und wenn Du alt geworden bist, ganz alt, — dann stehst Du hilflos da. Nein Franz, ich will Dein Glück noch sehen, ehe ich die Augen schließe. Und nun raffe Dich auf, ich kann Dich nicht mit einem solchen Gesicht vor mir sitzen sehen."

Sie scherzte mit ihm und ging dann in die kleine Küche, um das Mittagbrot aufzutragen.

Wellhoff griff nun nach dem Schreiben des Notars und begann es durchzulesen. Es begann mit der Schilderung seiner Vorzüge, seiner lobenswerten Eigenschaften, seines Fleißes und Strebens und endigte mit seiner Verurteilung. Der Notar führte ferner aus, daß eine, allerdings nicht ernst zu nehmende Annäherung zwischen ihrem Neffen und seiner Tochter stattgefunden habe, und zu seinem Bedauern lege gerade das ihm die Unmöglichkeit nahe, den jungen Mann fernerhin in seinen Bureaus zu beschäftigen; trotzdem, was auch vorgefallen sei, er nicht abgeneigt wäre, sich für Wellhoff so weit zu verwenden, daß er ihm eine andre Stellung verschaffen möchte.

„Weg mit dem Brief," sagte Fräulein Wellhoff, als sie mit der Suppe aus der Küche zurückkam, „mache Dir nicht auch noch darüber Sorgen, daß Du nun keine Stelle hast, vorläufig hast Du genug mit Deinem Herzen zu thun. Liebe thut weh, mein Sohn, und nun iß Deine Suppe."

Ueber das heitere, sorglose Wesen seiner Tante konnte Wellhoff nicht hinauskommen. Nur eine Erklärung gab es dafür und zwar die, daß sie offenbar bemüht war, ihn aufzuheitern.

„Du hast nun sehr viel freie Zeit, Franz," fuhr sie fort, „und die wollen wir für uns genießen. Nach Tisch machen wir einen Spaziergang, ich bin schon seit Wochen nicht mehr vor der Stadt gewesen und es muß jetzt draußen alles grünen und blühen."

Wellhoff wollte ihr jetzt die glückliche Botschaft von seiner neuen, brillanten Stellung auftischen, aber es kam ihm zugleich ein schöner Gedanke, er wollte die Tante an die ihm und der ganzen Stadt bekannte fürstliche Villa führen, wollte ihr dort das zukünftige Heim zeigen und ihr sagen, daß er der Privatsekretär eines Grafen geworden sei.

Nach dem Mittagessen machte die Tante Toilette; dann wanderten sie über die Felder, pflückten Kornblumen und hörten die Lerchen, den Schlag der Wachteln. Zuletzt setzten sie sich an einem einsamen Feldweg nieder und blickten in den klaren Himmel hinein.

Franz dachte über die Zeit im Leben seiner Tante nach, in der ihr Goldhaar noch nicht von weißen Silberfäden durchzogen war, in der ihre Augen noch ganz im zauberischen Glanze frischer Jugend strahlten. So vieles war ihm dunkel und unerklärlich. Er empfand ein wahres Verlangen, im Leben der Tante zu lesen, wie in einem Buche. Er ist ja jetzt erwachsen genug, um alles erfahren zu können.

„Hast Du nie geliebt, Tante?" fragte er auf einmal und spielte damit zugleich auf sein eigenes Herzeleid an.

Sie blickte zuerst erschreckt auf, dann errötete sie und blickte zur Seite.

„Warum fragst Du solche Dinge, Franz," antwortete sie vorwurfsvoll, „gerade von Dir kann ich solche Fragen nicht hören. Wozu zurück blicken, wir haben mit der Gegenwart und mit der Zukunft zu thun. Ich habe mich immer bemüht, Dir eine Mutter zu sein, aber der Sohn fragt die Mutter nie nach solchen Dingen aus."

Franz wurde rot, denn die Tante sprach nicht im Scherz, sondern meinte es bitter ernst. Auch mit ihrem Frohsinn war es nun vorbei, sie wurde ernst und etwas unsagbar Trostloses, Verlorenes lag in ihrem Angesicht ausgedrückt.

Sie erhoben sich und wanderten weiter. Franz Wellhoff beschäftigte sich nun damit, Kornblumen zu sammeln, und bald hatte er einen hübschen Strauß der reizenden Blumen gepflückt.

„Darf ich Dir diese Blumen schenken, Tante?"

„Du weißt, was mir Freude macht," versetzte diese und streckte die Hand nach den Blumen aus. Bald kamen sie in die Nähe des alten Kirchhofs. Wellhoff aber wollte seine Tante vor die neu erworbene Villa des Grafen, seines Gebieters, führen und diese lag in einer ganz andern Richtung.

„Wir müssen nun dort hinüber," erklärte er ihr und deutete über die blühenden Felder nach links hinüber, der Stadt zu. Sie aber schüttelte den Kopf und schritt direkt auf den Eingang des Kirchhofes zu.

Wellhoff wunderte sich und folgte ihr ohne Widerspruch. Er erinnerte sich nicht, daß sie jemals mit ihm den Kirchhof besucht. Was hat es zu bedeuten, daß sie heute ihre Schritte dorthin lenkt?

„Warum gehen wir gerade heute nach dem Kirchhof, Tante?" fragte er sie.

„Wenn man alt wird, Franz, so wie ich, dann sucht man gerne den Ort auf, auf dem man einmal ausruhen wird für immer."

„Ach Tante, wenn Du nur nicht immer so sprechen wolltest," klagte er sie an, „was soll aus mir werden, wenn Du mich allein lassen würdest."

Sie sah ihm die Sorgen an, die ihm das machte und lächelte fast dankbar, denn jetzt fühlte sie wieder, was sie ihm war.

Sie wanderten nun zwischen den Gräbern umher und lasen die Aufschriften der oft kostbaren Grabsteine. Selten war ihnen ein Name bekannt. Auch auf dem Kirchhof kann man ein Fremdling sein.

Vor einem mit Epheu umsponnenen Grabe, das dicht an der bemoosten Kirchhofsmauer sich befand, blieb auf einmal die Tante stehen. Sie beugte sich nun über den kleinen Stein nieder und legte dort die Kornblumen nieder, die Wellhoff ihr gepflückt hatte.

„Ist Dir das Grab bekannt, Tante?" fragte der Neffe überrascht.

Diese deutete auf die Aufschrift des kleinen Steines und Wellhoff las: — „Franz Wellhoff."

„Dein Onkel, Franz," sagte sie rasch, als sie merkte, daß dieser auf die Vermutung kommen wollte, am Grabe seines Vaters zu stehen.

„Und das erfahre ich erst jetzt, daß ein Onkel von mir hier ruht."

Das klang wie ein Vorwurf, aber sie achtete nicht darauf, sondern kniete am Grabe nieder und brachte dies und das in Ordnung. Der Stein war mit Moos übersponnen, sie versuchte dasselbe zu entfernen und so die Aufschrift wieder vollkommen frei zu legen.

„Erzähle mir etwas von ihm," bat Wellhoff, „ich habe doch ein Recht, etwas von ihm zu erfahren."

„In einer schweren Zeit hat er große Verdienste sich um mich und auch um Dich erworben. Ich werde Dir das alles noch einmal erzählen, aber nicht heute."

„Nicht heute?" echote Wellhoff unzufrieden, und stand wieder vor einem Rätsel, „er trägt meinen Namen, sah er mir ähnlich?"

Sie schüttelte das Haupt, ohne zu ihrem Liebling aufzublicken.

„Er war etwas verwachsen, und darunter litt er schwer. Aber er besaß Stolz, Charakter und ein Kindergemüt. Ich kam mit ihm hierher in die Stadt, nachdem er sich pensionieren ließ, er mietete die Wohnung, in der wir heute noch sitzen."

„Er war Beamter?"

„Kalkulator im Kultusministerium. Seine Gesundheit war erschüttert, als er in Pension ging. Ich habe alles aufgeboten, ihm das Leben zu erhalten, dem alten, ergrauten Manne, aber der liebe Gott hatte es anders beschlossen."

Ihre Augen waren trübe geworden. Sie zupfte ein paar welke Epheublätter ab und streute sie in den Wind.

„Und wir haben das Grab nie besucht?" warf Wellhoff hin, „ich begreife nicht, warum Du mich nie hierher geführt?"

„Der Wille der Toten muß uns heilig sein," versetzte sie feierlich, „er bat mich, sein Grab nur höchst selten zu besuchen, weil er Ruhe haben wollte. Die Lebenden haben mit den Toten nichts mehr zu thun, meinte er."

Sie erhob sich auf einmal, warf einen letzten, wehmütigen Blick auf das Grab und nahm Franz dann am Arm.

„Komm, laß uns weiter gehen." Sie wandte sich plötzlich wieder nach der Kirchhofsmauer um und blickte sinnend zurück.

„Franz,“ hauchte sie ihm zu, „wenn ich es einmal überstanden habe, dann möchte ich dort ruhen, dicht neben Onkel Franz.“

Sie zog ihn jetzt mit sich fort, wie wenn sie es verhindern wolle, daß er ihr antworte. Wellhoff indessen dachte nicht daran, sondern beschäftigte sich mit diesem Onkel und mit seinen Eltern, die er nie gekannt. Tausend Fragen drängten dabei auf ihn ein und er hatte ein gutes Recht darauf, daß alle diese Fragen ihm gelöst wurden. Er nahm sich fest vor, bei der ersten Gelegenheit energisch in seine Tante zu dringen, damit sie ihm die Geschichte seines Vaters und seiner Mutter erzähle. Welche Gründe könnte sie denn auch haben, ihm nichts von Vater und Mutter zu erzählen?

Sie kamen auf den mit blühenden Linden umsäumten Hauptweg des Kirchhofs und schritten schweigend dem Ausgang zu. Die Tante beobachtete Franz aufmerksam. Sie sah ihm an, daß er ernst über diesen Onkel nachdachte und das schien sie zu beunruhigen.

„Nun werden wir nach Hause gehen, Franz, nicht wahr?“

„Ich habe noch eine Ueberraschung für Dich aufbewahrt,“ versetzte Wellhoff, „Du sollst auch einmal von meinen Lippen etwas Freudiges vernehmen. Ich muß Dir erst eine große, herrschaftliche Villa zeigen.“

„Wozu?“ forschte sie.

„Nun,“ gab dieser geheimnisvoll zurück, „weil das sehenswert ist. Schon längst hätte ich Dir das wunderbare Anwesen zeigen sollen.“

„Ich will Dir das Vergnügen nicht verderben, Franz, aber lieber wäre es mir, wir gingen nun in unsre Wohnung zurück.“

„Wir kommen ja an der Villa vorbei,“ erklärte er ihr und ging mit ihr weiter.

Es war inzwischen Abend geworden, die Sonne neigte sich ihrem Untergang. Die Städter strebten nun hinaus in die Anlagen, und alle Promenadenwege waren bevölkert von Menschen, die nach des Tages Mühe und Arbeit frische Luft atmen wollten.

Auf dem kürzesten Wege strebte Franz Wellhoff mit seiner bereits recht ermüdeten Tante der Villa zu. Schon von der Ferne sah man das fürstliche Gebäude aus dem üppigen Grün hervorragen. Endlich war die Parkmauer erreicht.

„Das ist der Park,“ erklärte ihr Wellhoff, „als ich bei dem Notar eintrat, war ich einmal mit Kollegen darin, großartig, sage ich Dir.“

Nicht den Park mit seinen uralten Bäumen, die turmhoch über die Mauer ragten, sondern nur ihn beobachtete die Tante und freute sich über seine helle Bewunderung, die er dem fürstlichen Anwesen entgegen brachte. Sie gingen weiter und kamen an den Vorgarten mit dem Marmorbassin und dem Springbrunnen. Um das Bassin herum breiteten sich wunderbare Blumenarrangements. Weiter hinten befand sich eine Freitreppe. Oben auf der Terrasse saßen zwei Löwen aus Bronze als Wächter. Auf der Terrasse selbst standen Orangenbäume in Kübeln.

„Ist das nicht wunderbar,“ rief er aus, „wer hier wohnen kann!“

„Wie kommt es, Franz, daß Du gerade jetzt so begeistert für dieses vornehme Haus bist?“

„Dazu habe ich meine guten Gründe!“ Und zärtlich ihre Hand ergreifend, fuhr er fort: „Jetzt kann ich es nicht länger für mich behalten, nun mußt Du Anteil nehmen an meinem Glück.“

„An Deinem Glück?“ entfuhr es ihr und sie wurde irre an ihm.

„An unserm Glück, denn in ein paar Tagen schon werden wir ungeniert in diesem Park umherflanieren und in diesem Hause wohnen.“

Sie wurde unruhig, ihre Pupillen weiteten sich und so starrte sie den Neffen an.

„Nun, Tante,“ lachte Wellhoff, „rege Dich nur nicht auf, ein Wunder ist ja eigentlich nicht geschehen, auch habe ich nicht das große Los gewonnen, sondern die Sache ging sehr einfach zu. Ich bin nämlich Privatsekretär des hohen Herrn geworden, der diese Villa erworben hat. Zweihundert Mark Gehalt den Monat und dazu freie Wohnung. Ist das nicht großartig? Natürlich werden wir in der Villa wohnen!“

Er trat bei diesen Worten dicht an das Gitterwerk des Vorgartens und blickte mit leuchtenden Augen durch die Stäbe hindurch. Still stand die Tante hinter ihm und sah ihm zu. Nun wandte sich Franz wieder dieser zu.



Im Hofe eines chinesischen Wirtshauses.

„Wir gebrauchen also den Notar und seine Gönnerschaft nicht mehr,“ erklärte er ihr, „ich werde es hier weiter bringen und uns wird wohler sein. Wir werden ein glückliches und sorgloses Leben führen!“

„Ja, aber Franz, wie kam denn das? — Wer verschaffte Dir diese Stellung?“

„Ich selber,“ entgegnete dieser stolz, „die Sache machte sich sehr einfach und doch ist's wie ein Wunder. Wir nahmen nämlich ein Testament auf und da scheint der Graf Gefallen an mir gefunden zu haben; so etwas kommt doch vor?“

„Der Graf — ein Graf?“ fragte Fräulein Wellhoff und hielt den Atem an.

Wellhoff lachte.

„Daß ich mich bis da hinauf einmal versteigen könnte, das hättest Du nie gedacht? Man muß sich nur etwas zutrauen und ich werde meinen Posten schon ausfüllen, da brauchst Du Dich gar nicht zu beunruhigen.“

Er zog sie mit sich fort und begann ihr den ganzen Hergang der Sache haarklein zu erzählen. Jetzt erst erfuhr sie, daß Franz schon einige Tage seine Stelle bei dem Notar so gut wie verloren hatte.

Den Arm der Tante innig in den Seinen haltend, strebte er mit ihr durch das dichteste Gewühl der Spaziergänger auf der Hauptpromenade dahin und erzählte ihr alles vom Grafen Sulhorst, was er wußte. Er schilderte die Abfassung des Testaments, die Meinung des Notars über die Zurechnungsfähigkeit des alten Herrn und vergaß nichts, was er nur immer für interessant genug hielt, der Tante mitzuteilen.

So erreichten sie endlich das Stadtthor.

„Natürlich,“ schloß Wellhoff seine langen Darstellungen, „werde ich meine mir einmal gestellte Aufgabe, die verschollene Frau Gräfin und ihren Sohn zu suchen, energisch fortsetzen. Dadurch hoffe ich mich dem alten Herrn unentbehrlich zu machen, gelingt es mir, dann haben wir unser Glück gemacht, denn eine hübsche Summe fällt dann sicherlich ab.“

Mit gesenktem Haupt schritt die Tante neben ihm her. Sie hatte kein freudiges Wort für ihn und das fiel ihm auf. Er blickte ihr ins Angesicht und erschrak über ihr Aussehen.

„Um Gotteswillen, was fehlt Dir, liebe Tante, wie siehst Du aus?“

„Es ist nichts, lieber Franz,“ stammelte sie, „ich glaube, ich bin sehr ermüdet, wir haben einen zu großen Weg zurückgelegt.“

Franz Wellhoff sah das ein und rang daher mit dem Entschluß, einen Wagen zu nehmen, um die Gute nach der Wohnung zu bringen. Aber seine Mittel waren so knapp, daß er den Kutscher nicht befriedigen konnte.

„Es wäre schrecklich,“ rief er trostlos aus, „wenn Du gerade jetzt krank werden würdest, jetzt, wo wir vor einer so schönen Zeit stehen.“

„Rege Dich nicht auf, Franz,“ gab sie zurück, und in ihrer Stimme klang ein leises Beben, „gehen wir, ich werde schon noch den Weg zurück legen können.“

Schweigend gingen sie nun weiter von Straße zu Straße und erreichten endlich die dunkle Gasse. Wellhoff dankte seinem Schöpfer, als er endlich mit der Guten die Wohnung erreicht.

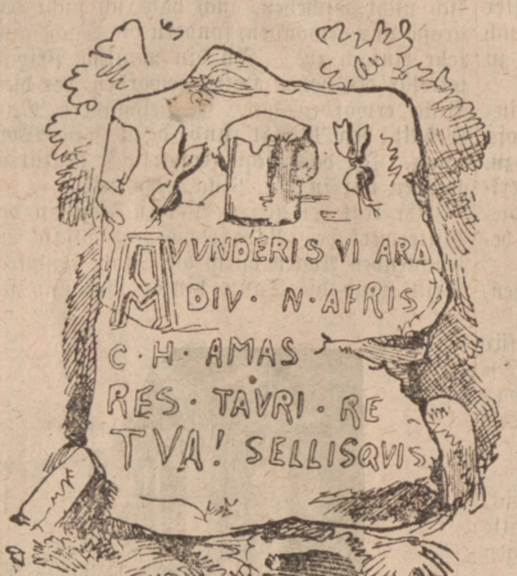
(Fortsetzung folgt.)

Ernst und Scherz.

Der Herzog von Holstein=Beck, noch im Jahre 1724 Gouverneur von Königsberg, besuchte am 30. Januar dieses Jahres die Schloßkirche in Königsberg. Ein Magister und zwar der junge Theologe Gottsched hielt die Frühpredigt. Der Herzog war hingerissen von den frommen und ergreifenden Worten des jungen Predigers, noch mehr aber begeisterte ihn die stattliche, rund sechs Fuß hohe Gestalt des jungen Magisters. „Das ist ein großer Redner vor dem Herrn," sagte der Herzog zu seiner Umgebung, „aber er wird ein noch größerer Soldat werden und wohl der längste Kerl unter den blauen Kindern meines Königs sein. Er verdient wahrlich die hohe Ehre, Soldat zu werden!" Sofort ließ der Herzog die Werber benachrichtigen und diese umstellten, noch ehe der junge Theologe seine Kanzelrede beendigt, die Schloßkirche. Der Kirchendiener hatte indessen die Befehle des Herzogs vernommen und überzeugt, daß den begabten jungen Mann nichts mehr vor dem Geschick retten könnte, nach Potsdam gebracht und dort unter die blauen Riesenkinder des Soldatenkönigs auf Lebensdauer gesteckt zu werden, schlich er sich während der Predigt, auf Händen und Füßen die Stufen emporklimmend, zu dem Magister auf die Kanzel hinauf und teilte dem Kanzelredner mit, was der Herzog in seinem patriotischen Eifer beschlossen habe. Trotzdem führte Gottsched seine Kanzelrede zu einem gedeihlichen Ende und stieg hierauf in die Sakristei hinab. Während nun die Gemeinde und mit ihr der gottesfürchtige Herzog auf die Fortsetzung und Schluß des Frühgottesdienstes warteten, verschaffte der Kirchendiener dem jungen Verkünder des Wortes Gottes einen langen Fuhrmannskittel, einen alten Hut und mächtige Schnürstiefel, wie sie die Frachtfuhrleute der damaligen Zeit trugen. In der Verkleidung entwischte Gottsched durch eine Hinterthür der Schloßkirche und, durch die ahnungslosen Werber hindurchschreitend, die auch diesen Ausgang besetzt hielten, entkam der Magister aus Königsberg und rettete sich nach Leipzig. Hier kam er zu Ehren und wurde der vielbewunderte, aber vielbelachte und verspottete Johann Christoph Gottsched, dessen Name fortleben wird in der deutschen Litteraturgeschichte wie ein Stein des Anstoßes. — Wäre der Befehl des Herzogs von Holstein=Beck in Königsberg ausgeführt worden, dann hätte der so viel angefeindete Dichter in Potsdam mit dem Haarbeutel auf Posten stehen und Strümpfe stricken müssen und niemals würde der junge Goethe in einem Spottgedicht von dem großen Professor gesungen haben: „Gottsched ist so groß, als wäre er zu Gath im Lande der Philister, zum Schrecken der Kinder Israels geboren." Daß man indessen die Verdienste dieses Mannes um die deutsche Litteratur auch heute noch zu schätzen weiß, lehrte die am 2. Februar dieses Jahres in Leipzig abgehaltene, zweihundertjährige Geburtstagsfeier Gottscheds.

Die Glücksschwalbe. Die Besucher der Pariser Weltausstellung sollten es nicht versäumen, das Café Foy im Palais Royal zu besuchen, um dort die Glücksschwalbe des einst so berühmten Café zu bewundern. Als dasselbe seinerzeit eröffnet wurde, blieben trotz des blendenden Luxus, mit dem es ausgestattet war, die Gäste aus und der Cafetier stand vor dem Ruin. Da kehrte eines Tages ein Gast ein, als dieser aber seinen Kaffee bezahlen sollte, stellte es sich heraus, daß er ohne Geldmittel war. „Ich bin Horace Vernet, mein Herr," sagte dieser zu dem herbeigeeilten Besitzer des Cafés, „und werde später zahlen." „Bedenken Sie," klagte dieser, „daß Sie einem Manne einen Betrag schuldig bleiben, der selbst von seinen Gläubigern gedrängt wird und vor dem Untergange steht." Der nachmals so berühmt gewordene Maler sah in diesem Augenblick einen Farbentopf unter dem Billard stehen, griff ihn heraus und versetze: „Es fehlt in Ihrem Etablissement nichts als eine Glücksschwalbe und die sollen Sie sofort haben!" Er stieg auf das Billard, auf welches er sich einen Sessel gestellt und malte eine Schwalbe an die Spiegeldecke, die so wunderbar ausgeführt war, daß der Besitzer des Cafés mit seinen Kellnern in Verwunderung ausbrachen. Jeder Besucher, der von nun ab das Café betrat, blieb mit einem Ruf der Bewunderung vor der Schwalbe stehen, die sich anscheinend freischwebend unter der Spiegeldecke hinbewegte. Natürlich drängte sich alsbald halb Paris herbei, um die Schwalbe zu sehen, der Wirt machte große Geschäfte und bis zur Stunde ist die Glücksschwalbe im Café Foy nicht vergessen worden.

Rätselhafte Inschrift.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Füllrätsels:

O	R	I	N	O	K	O
B	O	U	R	B	O	N
L	E	O	N	O	R	E
M	O	N	O	C	L	E
L	E	O	P	O	L	D
M	O	N	O	L	O	G
O	T	H	E	L	L	O

Glückliches Kind. Frau (zu ihrem Gatten.) „Du denkst garnicht daran, daß unsere Selma nun schon neunzehn Jahre alt geworden ist, sie muß nun heiraten, wie lange soll sie denn noch warten?" Gatte. Gerade so lange bis einmal der Richtige kommt. Frau (seufzend.) Ist das Kind glücklich — so lange habe ich nicht warten dürfen.

Geschwisterliebe. Bei einer Ausfahrt im Anfang April bemerkte der Prinz=Regent von Bayern einen Buben von etwa neun Jahren, der vor einem Polizisten herflüchtete und eine Puppe in der Hand trug, die er ängstlich festhielt. Als der Polizist den kleinen Burschen endlich erfaßt hatte, ließ der Prinz=Regent den Wagen halten und beschied die beiden vor sich. „Der Bub' hat einem Kind eine Puppe gestohlen," meldete der Beamte. „Wer wird denn stehlen," ermahnte ihn der hohe Herr, „wirst wohl einst an den Galgen kommen wollen?" Bitterlich weinend, am ganzen Körper vor Aufregung zitternd, berichtete der kleine Dieb, daß seine Schwester im Sterben liege und sie nur noch einmal eine Puppe haben wollte. Weil Vater und Mutter zu arm wären, Geld für eine Puppe auszugeben, so habe er dem kleinen Mädchen auf der Straße die Puppe abgenommen, nur damit sein krankes Schwesterchen die letzte Freude auf der Welt haben könnte. „Ach, schau'ns Herr, i geb' ja die Pupp' g'wiß scho wieder zurück," bettelte der Kleine. Gerührt von dieser Darstellung und nicht zweifelnd an deren Richtigkeit, nahm der Prinz=Regent den Knaben in den Wagen herein, ließ sich Gasse und Hausnummer der elterlichen Wohnung nennen und fuhr mit dem kleinen, fortwährend um seine Schwester weinenden Burschen dort vor. Nun mußte der Knabe vor dem hohen Herrn herschreiten und ihn in die ärmliche elterliche Wohnung führen. Auf einem armseligen Bettchen lag ein abgemagertes Kind. Der Bub stürzte mit der Puppe auf das Kind hinzu und drückte sie ihr in die Hände. Zitternd vor Freude und Glück preßte das kaum fünfjährige Mädchen die Puppe ans Herz, dann sank es mit einem gebrochenen Jubelausruf zurück und verschied. Tief erschüttert ging der Prinz=Regent, nachdem er den armen Leuten eine genügende Unterstützung gewährt, aus der Wohnung, nahm sich aber vor, für eine zweckmäßige Erziehung des gutherzigen Knaben zu sorgen.

Anzeige. Ich suche sofort einen anderen Onkel, da mein bisheriger ungenießbar geworden, für akademische Zwecke nicht mehr zu gebrauchen war und darum von mir entlassen werden mußte. — Aeltere anpumpwürdige und fähige Herren mit dem notwendigen — Moos, die sich nach einem Neffen sehnen, auf den sie wirklich stolz sein können, wollen sich so rasch wie möglich bei mir melden.

H. Sumpf, stud. jur.

Rätsel.

Wenn seinen Doppelkern verliert
Ein Römergott, nicht mehr gebührt
Der Rang ihm, den er sonst genossen
Und der Olymp ist ihm verschlossen.
Nur wenn sich dem, was übrig blieb,
Die Musen, weil es ihnen lieb,
Gesellt, ist's neu, in and'rer Weise
Willkommen in dem Götterkreise.

M. Sch., Cassel.

Umstellungsrätsel.

Man stelle die Buchstaben eines jeden der nachfolgenden zwölf Wörter um und bilde daraus eben so viele Wörter:

Norden, Niere, Garde, Hafen, Borste, Reval, Minka, Natur, Roman, Augen, Serbe, Breslau.

Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter nennen alsdann, in der hier gegebenen Reihenfolge gelesen, den Titel einer bekannten Oper.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Rätsels: Hort, Rot, Thor, Ort; des Betonungsrätsels: Erlangen; der Knackmandel: Orange.

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg
Druck und Verlag von
Möring & Nahrenholz. Berlin N. 42. Prinzenstr. 86.